

Vorträge und Aufsätze

Arbeitsbereich Allgemeine Pädagogik

Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft

Karl-Franzens-Universität Graz

Jg. 2022

Denkwerkstatt

Allgemeine Pädagogik

Heft 27

Wolfgang Sünkel

Der Friede als Aufgabe.



Ein Wort zum Wiederabdruck von Johanna Hopfner

Es ist vielleicht kein Zufall, wenn mir in diesen Tagen jene Sammlung von Reden meines akademischen Lehrers Wolfgang Sünkel in die Hände fiel, die unter dem Titel „Centaurus. Reden über Humanismus und Anthropologie“ erschienen ist. Sie enthält auch eine Rede aus dem Jahr 1979, in die der sogenannte „NATO-Doppelbeschluss“ fiel. Der sah neben einem Verhandlungsangebot über die Begrenzung amerikanischer und sowjetischer Mittelstreckenraketen zugleich die Aufstellung von Pershing II-Raketen in der Bundesrepublik vor, falls es zu keiner Einigung mit der Sowjetunion und dem Warschauer Pakt komme. Unter der Überschrift „Der Friede als Aufgabe“ eröffnete Wolfgang Sünkel damals die Erlanger Friedenstage, die von Seiten der Universität die Anliegen der Friedensbewegung unterstützen und über Krieg und Frieden aufklären sollten. Die friedlichen Erpressungen haben gegriffen. Inzwischen existieren die Sowjetunion und auch der Warschauer Pakt in dieser Form nicht mehr. Die Alternative der Systeme erledigte sich ebenfalls weitgehend. Die einstigen sozialistischen Staaten eiferten ganz oder teilweise den kapitalistischen Wachstumsmodellen nach und verfügen über die dazugehörigen Rüstungsgüter - ehemals und neu angeschaffte.

Die Ohnmacht der Vernunft und ihre Neigung sich angesichts des nun entfesselten Krieges mit seiner „Wirklichkeit abzufinden“ oder sogar „anzufreunden“ scheint so verbreitet, dass es sich lohnt, sich die grundsätzlichen Widersprüche noch einmal vor Augen zu führen, in die man sich zwangsläufig begibt, wenn man „im Unvernünftigen Vernunft“ sucht und „zwischen gerechten und ungerechten Kriegen, also zwischen solchen, die von der Vernunft zu billigen, und solchen, die von ihr zu verurteilen sind“ unterscheiden will (vgl. hier S. 7). Das hält bestimmt keine der an diesem Krieg beteiligten Mächte von ihren Kalkulationen ab. Diese planen gerade Zerstörungen und Opfer an `Human Ressource` ein und sorgen in der Verfolgung und Durchsetzung ihrer (Kriegs-)Ziele praktisch für die ohnmächtige Ausgeliefertheit leibhaftiger Menschen. Vielleicht erspart man sich aber ein paar Illusionen über die Sorte Frieden, in der offenbar neben den Gründen für Kriege immerzu auch die Mittel dafür `wachsen`, sie führen zu lassen. In diesem Sinn wünsche ich dem Text nach über 40 Jahren viele Leser_innen mit kritischer Vernunft...

Der Friede als Aufgabe

Rede zur Eröffnung der Erlanger Friedenstage, 26. November 1979

Der Friede ist das beste von allem: so sagt die Menschheit, und so sagte sie schon immer. Zugleich führten und führen die Völker immer wieder Krieg. Kann man überhaupt einen Krieg „führen“? Nein, man verstrickt sich in ihn oder läßt sich in ihn verstricken; und dann *wird* man vom Kriege *geführt*. Der Krieg, wann immer und wo immer er ausbricht, weist darauf hin, daß Völker, Gesellschaften und Staaten die Kontrolle über ihre Beziehungen untereinander verloren und sich einem Vorgang ausgeliefert und unterworfen haben, der nicht mehr ihrem, vernünftigen oder unvernünftigen, Willen, sondern allein seiner eigenen Gesetzmäßigkeit folgt. Die geschichtliche Erfahrung, vom Altertum bis zur Gegenwart, zeigt mit aller Deutlichkeit: Selbst wenn ein Krieg das Problem, zu dessen Lösung er begonnen wurde, tatsächlich lösen sollte - was selten der Fall ist - , selbst dann erwächst, als Ergebnis des Krieges, eine Fülle neuer und schwieriger Probleme, die nicht mehr gelöst werden können, weder kriegsgerisch (weil die Kriegführenden erschöpft sind) noch politisch (weil die Grundlage politischen Handelns durch den Krieg zerstört worden ist). Krieg zahlt sich nicht aus.

Dies ist keine neue, es ist eine alte Wahrheit. Die Menschheit, seit sie eine bestimmte Stufe ihrer Zivilisation erreicht hat, wußte immer und weiß, daß Kriege nutzlos und unzweckmäßig sind. Dennoch tat und tut sie dieses Nutzlose, Unzweckmäßige. Sie lobt den Frieden und führt den Krieg; sie lebt in dem Widerspruch zwischen Friedenssehnsucht und Kriegswirklichkeit, und sie empfindet die Ohnmacht der Vernunft.

Die Vernunft, im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, neigt dazu, sich mit der Wirklichkeit abzufinden und anzufreunden, im Unvernünftigen Vernunft zu finden, damit der Widerspruch erträglich werde. Wenn ich recht sehe, sind es immer wieder vor allem zwei Denkmodelle, mit denen diese Versöhnung versucht wird. Das eine gründet auf der Behauptung, daß der Krieg ein Bestandteil der Politik sei; das andere stützt sich auf die Unterscheidung zwischen gerechten und ungerechten Kriegen. Selbstverständlich gab und gibt es auch Kombinationen der beiden Denkmodelle, sei es dergestalt, daß der Krieg im Rahmen einer richtigen Politik ein gerechter Krieg sein müsse, sei es umgekehrt, daß ein gerechter Krieg Bestandteil der Politik sein dürfe, ein ungerechter

aber nicht. Da solche Kombinationen philosophisch erst beurteilt werden können, wenn die Bestandteile untersucht sind, wende ich mich den beiden Denkmodellen gesondert zu.

Ich erörtere zunächst die These des notwendigen Zusammenhangs von Politik und Krieg. Ihre klassische Formulierung haben die Römer gefunden, wenn sie sagten: „Willst du den Frieden, so rüste dich für den Krieg.“ Das heißt in anderen Begriffen: Der Friede ist nur zu sichern, wenn die Möglichkeit des Krieges nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern allzeit gegenwärtig gehalten wird. Es fragt sich freilich, ob ein so gesicherter Friede überhaupt seinen Namen verdient, handelt es sich doch um nichts mehr als einen bloß aufgeschobenen Krieg, also um einen Waffenstillstand, dessen Einhaltung erzwungen wird mit der Drohung, ihn zu beenden: sozusagen um einen Frieden mit vorgehaltener Pistole. Solchen Frieden kann es geben, sogar von einiger Dauer, aber nur unter der Bedingung, daß die möglichen Kriegsgegner von hinreichend ungleicher Stärke sind. So konnte die Militärmacht Rom den Frieden zwischen sich und den kleinen italischen Mächten und den der kleinen Mächte untereinander zuverlässig einrichten und erhalten. Unübersehbar ist jedoch, daß es sich um einen Herrschaftsfrieden handelt, in welchem auch die andere Seite der Herrschaft, nämlich Abhängigkeit, Unterdrückung und Auflehnung, gegenwärtig ist und der mit Notwendigkeit dazu führt, daß die kleine Macht, von der großen angeeignet und einverleibt, zu existieren aufhört. Ein Vorgang aber, der zu solchem Ende führt, heißt nicht Friede, er heißt Krieg.

Anders verhält es sich, wenn die möglichen Kriegsgegner von hinreichend gleicher militärischer und wirtschaftlicher Stärke sind, wie der Fall war, als Rom und Karthago aufeinandertrafen. Bei solchem Verhältnis führt der Versuch, den Frieden durch Aufrüstung sichern zu wollen, mit Notwendigkeit zum Kriege, weil dieser Versuch wechselseitig unternommen wird. Beide Seiten neigen dazu, die wachsende Last der Aufrüstung durch eine rasche kriegerische Entscheidung loszuwerden, und spähen nach augenblicklichen militärischen Vorteilen. Dabei sind die Chance des Sieges und das Risiko des eigenen Untergangs auf beiden Seiten gleich verteilt: fünfzig zu fünfzig. Daß Scipio Karthago zerstörte und nicht Hannibal Rom, ist somit zufällig; es hätte auch andersherum ausgehen können, und die Weltgeschichte wäre so anders verlaufen, daß wir sie uns gar nicht ausmalen können. Die Lehre daraus lautet: „Rüstest du zum Kriege, so bekommst du den Krieg.“ Als Alternative in Sachen Rom und Karthago wäre nur denkbar gewesen, die bestehenden Einflußbereiche beider Seiten im

Mittelmeerraum vertraglich festzuschreiben und zu einer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit überzugehen; utopisch? - vielleicht.

Nun kennen wir aber alle einen Friedenszustand und leben in ihm, der genau auf dem Rüstungsgleichgewicht der möglichen Gegner beruht. Daß der Friede zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und der Sowjetunion, die jeweiligen Verbündeten eingeschlossen, anders beurteilt werden muß als das Verhältnis von Rom und Karthago, hat seinen Grund in der gänzlich veränderten Waffentechnik und den darauf beruhenden gänzlich anderen strategischen Möglichkeiten. Diesen Entwicklungen zufolge beträgt auf beiden Seiten das Risiko des eigenen Untergangs nicht mehr fünfzig, sondern hundert Prozent. Hier ist der Krieg vernünftigerweise ausgeschlossen; vernünftigerweise, denn technische Pannen und menschlichen Leicht- und Wahnsinn kann es allezeit geben. Dieser Friede des umgreifenden Schreckens ist seit nunmehr drei Jahrzehnten stabil, und es hat den Anschein, als ob seine Stabilität gewachsen wäre und weiterhin wüchse. Daß er nach dem Ende des letzten Weltkrieges überhaupt zustande kam, verdanken wir auch und nicht zuletzt jenen verehrungswürdigen Menschen, die den Makel des „Verräters“ auf sich nahmen, um die wechselseitige Unangreifbarkeit als Voraussetzung des Friedens beschleunigen zu helfen.

Die Qualität der Vernichtung bewirkt also, daß der Krieg als Bestandteil der Politik ausgeschlossen ist: nicht mehr der Krieg, nur noch der Friede kann Bestandteil der Politik sein. Die Rüstung ist auf beiden Seiten tote Rüstung, die Drohung auf beiden Seiten leere Drohung. Der Krieg fesselt sich selbst.

Das Verhältnis nun von Frieden und Politik stellt sich dar als ein doppeltes: Der Friede ist einerseits Voraussetzung, andererseits Ziel der Politik, beides notwendigerweise. Der gefesselte Krieg, das ist der Friede, insofern er als Voraussetzung politischen Handelns überhaupt betrachtet werden muß; als solche gilt es ihn politisch zu erhalten und zu verbessern. Dazu gehört die genaueste Einhaltung und Erhaltung der bestehenden Grenzen und Einflußbereiche sowie — und dies mag aus dem Munde eines Pazifisten zunächst ein wenig seltsam klingen die Erhaltung des wechselseitigen Schreckens. Der Wunsch beider Seiten, die Rüstungslasten zu mindern (der hier unterstellt sei), führt zu Vereinbarungen über die gleichzeitige, gleichwertige und kontrollierte Abrüstung, deren logische Grenze darin liegt, daß das Untergangsrisiko keiner Seite unter hundert Prozent sinken darf, wenn nicht der Friede, als Voraussetzung der Politik, gefährdet werden soll.

Nur dann, wenn der Friede, in diesem äußerlichen Sinn, erhalten wird und bleibt, ist politisches und gesellschaftliches Handeln *unter weitergehenden Zielen* möglich. Die friedliche Koexistenz der Systeme ist als undurchdringlich abgeschottetes Nebeneinander weder denkbar noch wirklich, sondern nur als der friedliche Wettbewerb der Systeme um die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Menschen. Ob dieser Wettbewerb zugunsten des einen oder des anderen Systems, oder vielleicht zugunsten eines dritten, ausgehen wird, darüber sind Glaubenssätze, aber keine Tatsachenaussagen möglich; politisches Handeln hat offene Zukunft, sofern es sich die Zukunft offenhält.

So ist der Friede auch Ziel der Politik, Aufgabe des politischen Handelns. Wettbewerb - in der Art, die gesellschaftlichen Probleme zu lösen; Zusammenarbeit - in der Nutzung der Mittel und Vorräte; gegenseitige Duldung und Achtung der Staaten, Gesellschaften und Menschen untereinander: mit solchen und ähnlichen Worten wird ein Friede beschrieben, der mehr ist als die bloße Abwesenheit des Krieges, ein Friede, der ein eigenes Wesen hat und der sich nicht von seinem Gegenteil, dem Kriege, her bestimmt, sondern aus seinem eigenen Begriff. Was ist denn der philosophische Begriff des Friedens? Ich will ihn einmal so formulieren: Friede ist die dauerhafte freie Übereinkunft vernünftig organisierter Menschen, einander in jeglicher Hinsicht zufrieden zu lassen. Solchen nennt die Philosophie den „ewigen“ Frieden.

Ist er eine Utopie? Gewiß, er war es immer und ist es heute mehr denn je. Aber er ist eine Utopie nur deshalb, weil er nicht von allein kommt; deshalb, weil es keine Garantien und Rezepte für ihn gibt; deshalb, weil es der hellsten Aufklärung, der erfindungsreichsten Klugheit und der unablässigen Anstrengung der politisch handelnden Menschheit bedarf, ihm auch nur wenige Schritte näher zu kommen. Darum ist der „Ewige Friede“ auch etwas anderes als eine Utopie und mehr als sie: er ist Richtschnur und Leitstern jeden vernünftigen und verantwortungsvollen politischen Handelns, er orientiert dieses Handeln und gibt ihm seinen tiefsten Beweggrund; er hält das Ziel gegenwärtig, das in der politischen Alltagspraxis allzuoft aus den Augen schwindet und das gleichwohl dieser Praxis erst ihren Sinn verleiht, auch dann, wenn es in der Wirklichkeit niemals erreichbar sein sollte. Mehr kann ein philosophischer Begriff seiner Natur nach nicht leisten; aber bedenken Sie: nur die zutreffend „interpretierte“ Welt kann zum Besseren „verändert“ werden.

Ich komme nun zur Erörterung des zweiten Denkmodells, mit dessen Hilfe die menschliche Vernunft, im Bewußtsein ihrer Ohnmacht angesichts der Wirklichkeit des Krieges, immer wieder versucht, sich mit dieser Wirklichkeit abzufinden und im Unvernünftigen Vernunft zu suchen. Es ist dies die Unterscheidung zwischen gerechten und ungerechten Kriegen, also zwischen solchen, die von der Vernunft zu billigen, und solchen, die von ihr zu verurteilen sind. Der Unterschied scheint einleuchtend: Angriffs-, Raub- und Eroberungskriege sind ungerecht, Verteidigungskriege sind gerecht. Niemand kann einem Überfallenen das Recht absprechen, sich zur Wehr zu setzen, und niemand wird einem Staate, der sich militärpolitisch wie ein Igel verhält: bewaffnet, doch friedfertig, Militarismus vorwerfen. In der Wirklichkeit aber sind Verteidiger und Angreifer nur äußerst selten genau unterscheidbar: Man kann den Angriff des Gegners provozieren; man kann einem Angriff zuvorkommen; man kann den Gegner politisch so in die Enge treiben, daß ihm keine andere Wahl als der Angriff bleibt; ja, man kann den Angriff wie eine Verteidigung aussehen lassen, indem man den Gleiwitzer Sender überfallen läßt.

Kommen wir auf das Grundsätzliche. Der Krieg besteht immer in mindestens zwei kriegführenden Seiten. Deshalb kann es zwar ungerechte Kriege geben, etwa wenn zwei Großmächte beide sich eine Kleinmacht einzuverleiben gedenken und darüber untereinander in Krieg geraten, aber es gibt keinen gerechten Krieg, sondern allenfalls eine gerechte Seite innerhalb eines ungerechten Krieges. Denn Verteidigung setzt Angriff voraus, und die Gerechtigkeit des Verteidigers beruht auf der Ungerechtigkeit des Angreifers. Mit anderen Worten: Man kann die Kriegführung einer Seite nur darum gerecht nennen, weil Krieg an sich selbst und grundsätzlich ungerecht ist. Mit ihrem Versuch also, am Kriege etwas Vernünftiges zu finden, führt die Vernunft sich selbst an der Nase.

Die gerechte Seite eines Krieges zu bestimmen, gelingt jedoch, wenn es überhaupt je gelingt, nur zum Zeitpunkt des Kriegsbeginns. Krieg ist ein wechselseitiges Geschehen, das seiner eigenen Gesetzmäßigkeit folgt. Keine Seite kann auf Mittel und Methoden verzichten, die die andere verwendet. Nie sind Menschen einander ähnlicher, als wenn sie aufeinander einschlagen. Die Ungerechtigkeit des Angreifers korrumpiert die Gerechtigkeit des Verteidigers. Und das Ergebnis auch des gerechtesten siegreichen Feldzuges ist das gleiche, das jeder Krieg hervorzubringen pflegt: Zerstörung, Elend, Not; Ungerechtigkeit. Und neue, schwerere Probleme. — Nein, es gibt

keinen gerechten Krieg, es gibt nur den Krieg; und weil es den Krieg gibt, gibt es die Erlaubnis, unter Bedingungen ungerecht zu sein.

Wir sollten besser sagen: solange es den Krieg gibt. Denn der Gedanke des „ewigen Friedens“ könnte nicht einmal gedacht werden, wenn der Krieg eine Naturtatsache des menschlichen Lebens und Wesens wäre, wie Geburt und Tod, wie Ernährung, Schlaf und Fortpflanzung, wie Arbeit und Erziehung. Der Krieg gehört nicht in diese Reihe; es muß ihn nicht geben; er ist so überflüssig wie eine Seuche. Seuchen aber kann man bekämpfen. Man muß nur die Ursache der Seuche kennen, aufsuchen und vernichten; die Pocken gelten seit kurzem als ausgerottet. Wenn der Krieg eine Seuche ist, so hat er eine Ursache, die aufgespürt und vernichtet werden kann. Und wie, wenn diese Ursache nur vernichtet werden könnte — durch Krieg?

Das wäre fürwahr ein heiliger, letzter Krieg, der den ewigen Frieden herbeiführt. Da würden die Pazifisten freudig zu den Waffen greifen, unter die Fahnen eilen und vom Heldentode als Friedenskämpfer schwärmen. Es wäre alles, wie es immer war im Kriege, Gloria und Victoria, viel Feind viel Ehr, Sturmangriff und Stellungskampf; nur alles das letzte Mal und deshalb des Blutes der Edlen wert. — Wie aber, wenn man sich über die Ursache des Krieges getäuscht hätte?

In den letztvergangenen Jahren konnten wir hinsichtlich des Krieges eine ganz neue Erfahrung machen. *Es gibt* Kriege zwischen Staaten mit sozialistischer Gesellschaftsordnung. Äthiopien und Somalia; Vietnam und Kambodscha; China und Vietnam: es gibt gar keinen Zweifel mehr daran, daß die Wirklichkeit des Krieges den Sozialismus eingeholt hat. Ich meine diese Bemerkung nicht auf der alltagspolitischen Oberfläche, nicht als „Entlarvung“ der Parolen und Phrasen vom „Friedenslager“. Ich meine sie vielmehr in einem tieferen Sinne dergestalt, daß die unleugbare Erfahrung offener Kriege uns nötigt, auch frühere Auseinandersetzungen und Interventionen zwischen sozialistischen Staaten zumindest als kryptopolemisch, d.h. als versteckte Kriege, zu deuten; dabei denke ich besonders an Ungarn 1956, an die Tschechoslowakei zwölf Jahre später und an die sowjetisch-chinesischen Kämpfe am Ussuri. Den Ernst meiner Gedankenführung lasse ich mir nicht stören von denjenigen, die jetzt triumphierend behaupten, sie hätten es immer schon besser gewußt; sie haben es anders gewußt, nicht besser.

Ich wende mich mit den folgenden Worten ganz besonders an die Sozialisten unter Ihnen, also an diejenigen, die, genauso wie ich selbst, von einem notwendigen Zusammenhang zwischen Klassengesellschaft und Krieg einerseits, zwischen

Sozialismus und Frieden andererseits überzeugt waren. Es ist ein hundertjähriger Denkbestand der sozialistischen Bewegung in all ihren Strömungen, daß die Ursache des Krieges im Privateigentum an den Produktionsmitteln gesucht werden müsse.

Diese Überzeugung ist wohlbegründet: sie beruht auf den unmittelbaren Erfahrungen der politisch bewußten Arbeiter selbst und auf scharfsinnigen wissenschaftlichen Untersuchungen vergangener Kriege. Und ich bin auch heute noch überzeugt, daß viel Wahres daran ist, soweit es um Kriege zwischen Staaten mit kapitalistischer Gesellschaftsordnung geht, und ich bin nicht geneigt, langüberlieferte Auffassungen blindlings aufzugeben, ohne daß geprüft wäre, in welchem Maße sie sich halten lassen.

Der ewige Friede, als erreichbar scheinendes Ziel einer Politik der gesellschaftlichen Veränderung zum Sozialismus hin, war — und dies macht die noch tiefergehende Bedeutung der neuen Kriegserfahrung aus — ein Jahrhundert lang einer der stärksten Beweggründe dafür, Sozialist zu sein. Ich weiß es aus meiner eigenen Familiengeschichte: Mein Vater wurde Sozialist, als er, ein junger Reserveoffizier des I. Weltkrieges, unter dem Trommelfeuer der Somme-Schlacht sich von seinem Burschen die Zusammenhänge von Kapitalismus und Krieg erklären ließ. Wenn der Krieg seine eindeutige Ursache im Privateigentum an den Produktionsmitteln hat, dann kann der Friede nicht zum direkten Ziel politischen Handelns genommen werden, sondern er wird sich einstellen, sobald das vorgeordnete Ziel, die Beseitigung der Klassengesellschaft, erreicht ist. Mit anderen Worten: dem Kriege der Völker kann die Grundlage seiner Möglichkeit entzogen werden, wenn nur der Krieg der Klassen siegreich zugebracht wird.

Wenn diese Voraussetzungen wahr wären, dann dürfte es, nachdem es sozialistische Gesellschaften in der Wirklichkeit gibt, zwar noch Kriege unter kapitalistischen Staaten, auch noch Kriege zwischen kapitalistischen und sozialistischen Staaten geben, aber auf keinen Fall Kriege sozialistischer Gesellschaften untereinander. Genau diese aber gibt es jetzt. Die Annahme eines gleichsam automatischen Zusammenhangs zwischen Sozialismus und Frieden ist damit widerlegt, so wie die Existenz eines einzigen weißen Raben die Aussage widerlegt, es könne keine weißen Raben geben. Die Wirklichkeit selber hat uns einer Täuschung unseres theoretischen Bewußtseins überführt, und wir sind gehalten, uns mit all der Redlichkeit, deren menschliches Denken fähig ist, den Folgerungen zu stellen, die aus der Widerlegung zu ziehen sind.

Die erste Folgerung ist, daß einer der wesentlichen Beweggründe, Sozialist zu sein, entfällt. Wenn Sozialismus nicht gleichbedeutend ist mit Frieden, dann ist der Friede eine andere, eine zusätzliche Aufgabe politischen Handelns, und es wird möglich, die ehrliche Wirksamkeit dieses Zieles auch in politischen Strömungen außerhalb der sozialistischen anzuerkennen. Die politische Grundlage für ein Handeln auf den Frieden hin ist breiter.

Die zweite Folgerung ist, daß wir eine eindeutige Ursache des Krieges nicht kennen. Wir sind genötigt, davon auszugehen, daß diese „Seuche“ mehrere „Erreger“ hat, von denen einer nur uns bislang bekannt ist, die anderen aber nicht. Es steht mit Gewißheit zu vermuten, daß auch die Kriege sozialistischer Gesellschaften untereinander gesellschaftliche Ursachen haben, von denen wir aber nichts wissen, weil diese Erfahrungen noch zu jung und die Untersuchungen sehr schwierig sind. Zudem sind die grundlegenden inneren Bewegungsgesetze solcher Gesellschaften, die nicht mehr auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln aufgebaut sind, noch nicht erkannt; ein Karl Marx des realen Sozialismus ist nicht in Sicht.

Daß die kapitalistische und die sozialistische Gesellschaftsordnung, beide in ihrer Wirklichkeit und nicht nach ihrem Selbstverständnis betrachtet, in ihrer Beziehung zum Kriege eine nunmehr offenkundige Ähnlichkeit aufweisen, ist eine Sache, die unser Denken sehr beunruhigen sollte. Zur Erklärung dieser Ähnlichkeit können, angesichts unseres zutagegetretenen Unwissens über die wahren Ursachen des Krieges, nur Vermutungen aufgestellt werden. Vermutungen aber sind nur tauglich, das Denken anzustoßen, nicht aber, das Handeln zu begründen. Da es meine Absicht hier nicht ist, zu Aktionen aufzurufen, sondern nachdenklich zu machen, wage ich, zwei solche Vermutungen, wie die Ähnlichkeit vielleicht erklärt werden könnte, auszusprechen, zumal beide Vermutungen, die einander ausschließen können, aber nicht müssen, nicht nur in dem hier vorgetragenen Gedankenzusammenhang, sondern auch in anderen Erfahrungsbereichen gewisse Stützen finden.

Vielleicht ist die Annahme ganz falsch, so die erste Vermutung, daß es sich beim Kapitalismus und beim Sozialismus um zwei geschichtlich aufeinander folgende Gesellschaftsordnungen handelt, von denen die eine die andere ablöst. Es spricht einiges dafür, daß wir es möglicherweise mit zwei verschiedenen, teils gegensätzlichen, Ausprägungen und Erscheinungsweisen ein- und derselben Gesellschaftsform, der bürgerlichen, zu tun haben. In diesem Fall könnten die wirklichen Ursachen des Krieges

in einer, noch unbekanntem, gemeinsamen gesellschaftlichen Grundstruktur der beiden heutigen Systeme zu finden sein.

Aber auch dann, wenn die erste Vermutung falsch wäre und es eine solche gemeinsame gesellschaftliche Grundstruktur nicht gibt, besteht eine andere Gemeinsamkeit der beiden Gesellschaftssysteme, die man heranziehen könnte, um die Ähnlichkeit beider in bezug auf den Krieg zu erklären: Träger und Inhalt beider Systeme sind Menschen. In diesem Fall könnten die wirklichen Ursachen des Krieges in einer gemeinsamen Eigenschaft unserer Gattung zu finden sein, in einer Schwäche unserer Natur, die als Neigung zu gewaltsamer Auseinandersetzung zutage träte. Dies würde keineswegs bedeuten, daß der Krieg unvermeidlich und ewig sei; denn Neigung ist nicht Zwang. Es würde lediglich bedeuten, daß wir Menschen nicht solcher gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen bedürfen, die uns dieser Neigung nachzugeben nahelegen, sondern im Gegenteil solcher, die uns veranlassen, der Neigung zu widerstehen. Und so wäre es auch in diesem Fall eine politische Aufgabe, auf dem Wege zum wahren Frieden fortzuschreiten.

Genug der Vermutungen. Was wissen wir über den Frieden? Daß es kein Rezept für ihn gibt und keine Garantie. Daß er sich nicht von selbst einstellt, wenn nur bestimmte Vorbedingungen erfüllt sind. Daß es, ihn zu erreichen und zu sichern, der unaufhörlichen gemeinsamen politischen Anstrengung aller wohlmeinenden Menschen bedarf. Der Friede ist das Beste von allem. Der Friede ist das Schwerste von allem. Lassen Sie uns den Krieg verurteilen, wo immer er und zwischen wem auch immer ausbricht. Lassen Sie uns den Frieden begrüßen, wo immer er und zwischen wem auch immer geschlossen wird. Denn jeder Schritt zum Frieden ist besser als keiner. Und wahrscheinlicher als der Friede ist der Krieg.

Impressum

© 2022 Wiederabdruck von Wolfgang Sünkel

Erstveröffentlichung in:

Sünkel, Wolfgang: Centaurus Reden über Humanismus und Anthropologie, Frankfurt am Main. Sendler. 1983. 63-72.

Bildhinweis:

Das Titelbild zeigt die Tischlerei-Werkstatt im Bauhaus Weimar – Filmset (Nachbau).

Zu finden unter: <https://bauhaus.daserste.de/frauen-am-bauhaus>

Die Verwendung dieses Beitrags erfolgt im Namen des Autors
mit freundlicher Genehmigung von
Johanna Hopfner.